Unter Menschenfressern.

Von T[illustration]dor Westmark.

Wenn man irgendwo längere Zeit lebt und sich einer Kulturarbeit hingibt — sei sie nun geistiger oder materieller Natur—so bildet sich für den Ort oder das Land und seine Bewohner ein tiefergehendes Interesse heraus. Dies Interesse zeitigt die Liebe zur Scholle, wie sie im Gegensatz zum Nomaden der seßhafte Bauer empfindet, es zeitigt das edelste aller Gefühle, die Vaterlandsliebe.

Nicht ganz so weit habe ich es bei dem dem Genuß von Menschenfleisch huldigenden Völkchen der Mangala gebracht, aber eines gewissen sympathischen Interesses kann ich mich doch nicht entäußern, wenn ich an die armen Teufel zurückdenke, denen ich da unweit der oberen Congoufer in einem paradiesisch-schönen Landstrich begegnet bin.

Mit wenigen Vorzügen und vielen Schwächen ausgestattet, hat der Volksstamm der Mangala vor denen, die ihn der europäischen Cultur zu unterwerfen über Land und Meer kommen, wenigstens Eins voraus, den Mangel des Verständnisses für Recht und Unrecht. Was wir für verächtlich halten, wie Betteln und Stehlen, das gilt bei ihnen für einen höheren Grad von Intelligenz, was uns verabscheuenswerth dünkt, der Kannibalismus, das ist ihnen eine berechtigte und den höchsten Genuß in sich schließende Eigenthümlichkeit.

Ich verwies einmal einem Neger diese scheußliche Liebhaberei und er antwortete mir mit der Miene der gekränkten Unschuld:

„Aber Moundele, wie ungerecht Du bist! Wir schweigen dazu, wenn Du jeden Tag einige Deiner Ziegen köpfen läßt und sie verspeisen hilft—aber Du thust beleidigt, sobald wir uns einmal eine kleine Festmahlzeit vergönnen! Nicht einmal ein kleines Mädchen können wir mehr schlachten, ohne daß Ihr, Moundele, uns Vorwürfe deswegen macht."

„Das wundert Dich?" gab ich zur Antwort. „Wir schlachten die Ziegen, weil wir der Nahrung bedürfen. Aber Menschen, das ist doch ganz etwas anderes."

„Warum denn aber?"

„Nun, der Mensch ist nicht dazu geboren, um geschlachtet zu werden. Bedenke nur, Du sitzest jetzt mit einem Freunde zusammen oder mit einem anderen Menschen und gleich darauf schlachtest Du ihn und frißt ihn auf!"

„Ah, Du irrst. Wir schlachten keine Menschen. Wir nehmen zu unseren Festmahlzeiten nur Sklaven, Kriegsgefangene und Leute, die etwas Unrechtes gethan haben. Menschen — ah, was denkst Du denn?"

Unkenntniß des Gesetzes schützt in einem Kulturstaate nicht vor Strafe. Gewiß nicht. Aber in Centralafrika gibt es kein Gesetz als das, das der Besitzer dekretirt. Und die Mangala haben nicht nur kein Gesetz, sondern auch, wie schon bemerkt, nicht die Erkenntniß dessen, was gut und böse ist. Im Verkehr untereinander folgen sie ganz eigenen Begriffen über das, was gentlemanlike ist. Besucht ein großer Häuptling einen anderen, so geschieht das mit beträchtlichem Gefolge, das heißt, der Gast bringt Weiber und Kinder und Sklaven mit — eine ganze Karawane. Bei seiner Ankunft stellt ihm der eingesessene Häuptling eine Hütte zur Verfügung und liefert ihm Brennholz und Nahrung. Hierauf beginnt der Austausch der Geschenke und nach diesem ein leidenschaftlicher langwährender Zwist. Jeder von den Zweien behauptet nämlich, bei dem Zuerkennen der Geschenke übervortheilt zu sein. Nach stundenlangem Hin und Her vollzieht sich ebenso obligat wie der Zwist die Versöhnung, und bei dieser stellen die Häuptlinge sich gegenseitig ihre Favoritinnen vor mit den mehr als verbindlichen Worten: „Mein Weib soll das Deinige sein, Dein Weib das meinige!"

Des Negers hervorragendste Eigenschaft ist der Hang zum Diebstahl, Einen Weißen bestehlen, ist in seinen Augen eher ein Verdienst als ein Unrecht, Diebstahl der Neger untereinander wird zwar strenge, aber nicht immer bestraft, bei den Männern nicht selten mit dem Tode, bei den Frauen aber gewöhnlich mit Ohrenabschneiden und Verkauf in die Sklaverei. Seine Verschlagenheit bringt der Mangala und überhaupt der Bewohner der oberen Congogegenden vornehmlich beim Tauschhandel zur Geltung. Aus naheliegenden Gründen, besonders wegen der zollfreien Einfuhr afrikanischer Produkte und wegen seiner vortrefflichen Schifffahrtverbindungen mit der Westküste des dunklen Erdtheils domknirt als Kaufherr am Congo der Engländer, in alkoholischen Getränken allenfalls auch der hamburgische Exporteur. Der Congoneger sieht natürlich mehr auf Quantität, als auf Qualität und so kommt es, daß z. B. Hamburg einen Rum ins Land bringt, der an Ort und Stelle mit 15 Pfennigen pro Liter bezahlt wird. Nicht viel kostspieliger sind die Manufakturwaaren, die massenhaft aus England importirt werden!

Eine fabelhafte Vorliebe zeigt der Mangala für weiße Gasflaschen, zumal wenn sie leer sind. Bei dem beträchtlichen Durst der Europäer, der immer mehr Glasgefäße in's Land bringt, fällt der Werth derselben naturgemäß rapid, aber als ich vor einigen Jahren noch unter Stanleys Aegide einem Magazin am Congo vorstand, waren die Flaschen noch hoch im Kurs. Eines Tages besuchte mich ein Mangalahäuptling mit dem wohlklingenden Namen Motampopo, in Begleitung seiner beiden Frauen. Als er bei mir eine Essigflasche von besonders weißem Glase sah, war er außer sich vor Vergnügen und bat mich in rührenden Tönen:

„Moundele, gib mir die Flasche!"

„Geht nicht," erwiderte ich achselzuckend, „wo soll ich meinen Essig dann lassen?"

„Trink' ihn aus!"

„Er ist mir zu sauer —"

„So trink' ich ihn!"

„Danke, my boy! Ich muß ihn aufbewahren und dazu brauche ich die Flasche."

„Moundele — Matampopo konnte gar eindringlich schmeicheln — Moundele, gib mir die Flasche; sieh, ich gebe Dir meine beiden Frauen dafür —"

Das war nun freilich ein schlechteres Gebot, als der brave Negerhäuptling in seiner Unschuld sich's träumen ließ. Die beiden Heldinnen waren, was man in Europa mit liebenswürdiger Umschreibung ein paar Drachen nennt — alt, runzelig und von einer ganz unbeschreiblichen Farbe. Aber Herrn Matampopo, der ebenso närrisch verliebt in sie, wie in die weiße Flasche zu sein schien, Herrn Matampopo, das sah ich ein, wurde ich nicht los, wenn ich nicht die Flasche opferte. So opferte ich sie denn, und mein Nigger band sie sich an die linke Seite, etwa wie ein Krieger sich das Schwert umgürtet, und dann zog er mit dem seltenen Schmucke und seinen beiden Frauen hochbeglückt von dannen.

Nicht alle Geschäfte gehen so glatt am oberen Congo. Der Europäer zahlt in der Regel im Tauschhandel, und zwar mit minderwerthigen Waaren — alten Kleidern, geistigen Getränken oder böhmischen Glasperlen. Aber es bedarf der Geduld beim Handel, denn diese Tugend besitzen die Schwarzen in geradezu verblüffendem Maße.

Den Werth der Zeit nützen sie in ihrer Art aus, das time is money in englischem Sinne überlassen sie den Engländern. Sie warten lieber wochenlang, ehe sie ihre Waaren — Elfenbein und Palmöl — losschlagen. Wenn sie zum ersten Male bei einem Europäer vorsprechen, fordern sie immer einen zehn- bis zwölfmal höheren Preis, als sie schließlich zu erlangen hoffen. Sie können bei der Anpreisung ihrer Waare, und zwar bei den geringfügigsten Dingen, ununterbrochen mehrere Stunden lang reden und jeder Einwurf, jedes Preisangebot entfesselt neue Redeströme.

Ist lange genug gesprochen und das Geschäft doch nicht zustande gekommen, so gehen sie höchst unzufrieden fort, um bei einem andern Fremden ihr Glück zu versuchen. Endlich, nachdem eine Partei die andere an himmlischer Geduld übertroffen hat, wird der Handel abgeschlossen. Der Neger liefert seine Waaren ab und heimst den Gegenwerth ein. Aber nun beginnt er zu betteln. Er muß ein Geschenk haben für sich, für seine Frauen und — sein ganzes, mitunter recht zahlreiches Gefolge, und gewöhnlich erhält er auch wenigstens einen Theil dessen, um was er bittet.

Außer den Schwierigkeiten im Verkehr mit den Eingeborenen begegnet der neueinwandernde europäische Geschäftsmann am Congo auch noch anderen. Diese bereiten ihm seine weißen Concurrenten. Kommt so ein Neuling aus Europa an und beginnt er seine Verbindungen anzuknüpfen, so hat er sofort die ganze schon angesessene Zunft gegen sich. Es entsteht eine Koalition, die die Preise in ruinöser Weise herabdrückt, so tief, daß man dafür in Europa nicht einmal einkaufen kann. Ist der Ankömmling nicht sehr kapitalskräftig, kann er den Wettstreit im Unterbieten der Preise nicht aushalten, so muß er bald mit Verlust seines Vermögens das Feld räumen und die hohnlachenden Sieger reguliren dann ungesäumt die Preise wieder nach aufwärts. Ich habe eine Menge derart Hineingefallener getroffen, die nicht einmal mehr die Mittel zur Heimkehr nach Europa besaßen.

Die handelsgerichtlichen Einrichtungen bei den am oberen Congo wohnenden Stämmen sind naturgemäß überaus primitiv. Es gibt eine Art Gerichtsstelle für Klagen privatrechtlicher Art, aber das Richtercollegium, bestehend aus drei der angesehensten oder ältesten Männer des Stammes, ermangelt nie, den zu verurtheilen, der die wenigsten Geschenke gemacht hat. Und da man das weiß, schafft sich jeder Recht, so gut es geht. Gegen säumige Schuldner gibt es ein summarisches und in der Regel ganz wirksames Verfahren: Der Gläubiger nimmt, von den Seinen unterstützt, dem Schuldner die Frau, die Kinder oder einen Sklaven fort und hält dies Pfand so lange in sicherem Gewahrsam, bis er befriedigt ist.

Besitzt der Schuldner weder das Eine noch das Andere, so fängt man ihn selber ein und verkauft ihn als Sklaven. Probatum est! Im Falle ehelicher Untreue, die nicht eben selten vorkommt, ist das Verfahren nicht minder schneidig. Ist der schuldige Theil frei, so hat er Strafe zu zahlen, ist er Sklave, so werden ihm — die Ohren abgeschnitten. Es laufen bei den Mangalas viele Leute mit abgeschnittenen Ohren umher. Die letzteren werden übrigens, wenn Einer sie bei einem Strafverfahren einbüßt, nicht verzehrt, obschon Ohren, zumal solche von jungen Mädchen, mit Palmölsauce zu den bevorzugtesten Leckerbissen gezählt werden. Nach dieser Delikatesse kommt das am Rost gebratene Fleisch junger Frauen, während das von Männern weniger beliebt ist.

Alle Kannibalenstämme am Congo betrachten Menschenfleisch als eine seltene Festtagsspeise und bereiten sich auf den Genuß desselben wie zu einer Festlichkeit vor. Aber obgleich sie den abscheulichen Brauch mit allen Gründen ihrer verschlagenen Logik vertheidigen, macht sich doch von Jahr zu Jahr mehr eine gesittetere Auffassung der Dinge bei ihnen geltend. Die Zeiten, in denen der Mangala den Europäer, weil dieser eine weiße Haut hatte, für den Teufel hielt, sind vorüber; man ist auch schon in der Meinung, daß die Flußdampfer von im Kielraum verborgenen Sklaven vorwärts bewegt würden, wankend geworden — auch die Voreingenommenheit für den Kannibalismus wird bei diesen Naturmenschen der fortschreitenden Cultur weichen, umso schneller dann, wenn am Congo an Stelle des Stanley'schen Despotismus der menschenfreundliche Einfluß tritt, den der Souverän des Congostaats, König Leopold von Belgien, dort ausgeübt wissen will.

Seine Schwiegermutter.

Herr Bonaventura Drehpeter hatte bei der Lektüre der unterschiedlichen humoristischen Blätter herausgefunden, daß hauptsächlich die Schwiegermütter zur Erzeugung von Witzen verwendet werden. Er schloß daraus auf deren vergnügliche Charaktereigenschaften und faßte den Entschluß, sich eine solche zuzulegen. Herr Drehpeter lachte gern und mit einer Schwiegermutter hoffte er eine Quelle beständiger Heiterkeit zu gewinnen. Wie man sieht, besaß der Harmlose eine etwas naive Logik. —

Das Gerücht von seinen Absichten verbreitete sich rasch und Herr Drehpeter wurde bald eine gesuchte Persönlichkeit. In Familien mit heirathsfähigen Töchtern riß man sich um seine Gesellschaft. Herr Drehpeter kam sich bald vor wie eine Kanonenkugel, — er wurde geladen und hinausgefeuert — wenn er nicht bald anbeißen wollte. Er kam in Familien, welche angesehen waren, er sah sie noch genauer an und — blieb aus.

Endlich fand er, was er suchte, — eine Schwiegermutter, wie sie nach seiner Ansicht sein mußte. Außer der dazu gehörenden Tochter waren noch zwei Jungens da, welche die für ihre höchst geräuschvollen Lebensäußerungen sehr bezeichnenden Namen Max und Moritz führten. — Die beiden jungen Herren faßten bald eine innige Zuneigung zu ihrem zukünftigen Schwager, in welchem sie bei allen ihren Unternehmungen eine stets bereitwillige Stütze fanden. Zu den meisten ihrer höchst geistreichen Spiele wurde Drehpeter als aktiver Theilnehmer zugezogen, und wo sie seiner nur ansichtig wurden, wußten sie ihm eine ebenso nützliche als angenehme Beschäftigung zu geben.

Mit einem wahren Indianergeheul wurde Bonaventura auch heute von Max und Moritz empfangen, als er das Zimmer betrat. Die beiden Buben hatten ein neues Spielzeug. Sie schossen mit Federkugeln nach einer Scheibe, welche an der Thür zum zweiten Zimmer befestigt war.

„Onkel Peter, Onkel Peter,—komm' und schieß', sieh' mal, wie schön das geht!" — und mit einem dumpfen Schall schlug der Ball an die Thür.

„Wo ist Mama?"

„Sie schläft drinnen, sonst könnten wir keinen solchen Lärm machen."

Herr Drehpeter sieht dies ein, ergreift die Büchse und zielt nach der Scheibe, —eins—zwei—drei—bum! — Der Ball saß in Mamas weit aufgesperrtem Rachen, welche, wüthend über die Störung ihres Schlummers, die Thür aufgerissen hatte. Sie würgte zum Erbarmen und drohte zu ersticken. Offenbar konnte sie dem Balle in ihrem Schlunde keinen rechten Geschmack abgewinnen.

Bonaventura stand erstarrt und war keiner Bewegung fähig, bis seine Schwiegermama in spe durch energische Selbsthilfe wieder in Activität kam.

Was dann geschah, ist nicht bekannt; nur so viel steht unzweifelhaft fest, daß sich der schwiegermutterfreudige Herr Drehpeter zwei Monate lang nicht auf die Gasse wagte. Er kann es auch nicht mehr leiden, wenn über diese Sorte von Müttern ein Witz gemacht wird, er hält nämlich die Sache für viel zu ernst....

Nach der Debatte über die Soldatenmißhandlungen.

Unterofficier: Kerl, ich fahre mit Dir am Firmament entlang, daß Du die Milchstraße für die illuminirten Linden ansiehst und mit der Nase am großen Bären hängen bleibst.

Hauptmann: Unterofficier Meyer, Sie haben da eben einem Ihrer Leute ein Versprechen gegeben, welches Sie weder den Gesetzen, noch den Umständen nach zu halten im Stande sind.

Ursache und Wirkung.

Feldwebel: „Meyer, was machen Sie denn, zum Teufel? Sie magern ja zusehends von Tag zu Tag ab!"

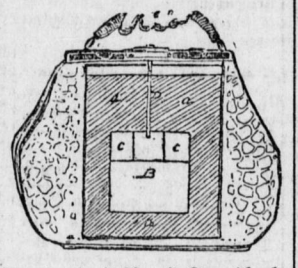
Meyer: „Herr Feldwebel, meine Braut ist seit sechs Wochen ohne Dienst."

— Der Schein trügt oft, der Trauschein auch.

Anarchistische Höllenmaschinen.

Die wiederholten Attentate, welche in Paris neuerdings mit erschreckender Häufigkeit und kurz aufeinander verübt wurden, haben die Wachsamkeit der geheimen Polizei auf's Höchste angespannt. Ihren Bemühungen ist es denn auch gelungen, in der Person eines berüchtigten Anarchisten Namens Ravachol, auch Blenner, Leon Levy und Königstein genannt, einen der Hauptführer, wenn nicht die Seele jener Verschwörungen zu ermitteln und dingfest zu machen.

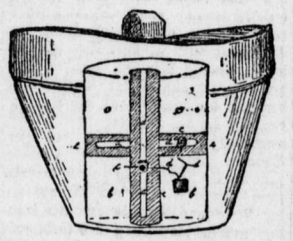
Bekanntlich gelang es, seiner bald nach Verübung des Attentats gegen den Richter Benoist, der bei Verurtheilung von Anarchisten mitgewirkt und sich deshalb den Haß derselben zugezogen hatte, habhaft zu werden. Auch steckt er höchst wahrscheinlich hinter dem Dynamit-Complott, welches gegen die Lobeau-Kaserne verübt wurde.



Figur 1. Handtasche mit Dynamitbombe.

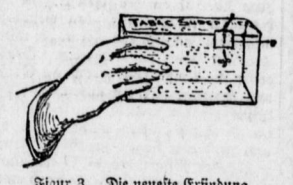
Der Sprengstoff, dessen sich Ravachol bedient — man weiß übrigens nicht, ob es Dynamit, Roborit oder Melinit war — wurde von ihm in einem eisernen Topf verborgen, zu dem er sich einen eisernen Deckel anfertigen ließ. Bekanntlich wurde der letztere Umstand sein Verräther, denn der Handwerker, der den Deckel angefertigt, konnte eine genaue Personalbeschreibung seines Auftraggebers mittheilen, und da Ravachol sehr charakteristische Anomalien —wie Orangutang-ähnlich lange Arme, entsetzlich große Füße und stechend schwarze Augen — besitzt, so konnte die Polizei ihn mit Leichtigkeit identificiren. Ravachol hat übrigens nach fester Ueberzeugung der politischen Polizei irgendwo in der Umgegend von Paris eine Fabrik für verborgene Dynamitbatterien errichtet, wohin u. A. auch alle die Quantitäten Sprengstoffe gewandert sein sollen, welche auf bisher unaufgeklärte Weise aus verschiedenen Arsenalen in Frankreich gestohlen worden sind. Ravachol beschäftigt sich nämlich hauptsächlich mit der Herstellung harmlos aussehender Gegenstände, welche aber in ihrem Innern Höllenmaschinen bergen.

So sieht man oben in Figur 1 eine Höllenmaschine in Form eines Reisetäschchens aus schwarzem oder braunem Leder. Das Innere zeigt verschiedene Abtheilungen, von denen die eine (B) mit gehacktem Eisen und Blei, diejenigen, welche den Buchstaben C tragen, mit Fulminat oder Zündstoff angefüllt sind. Mit letzteren steht eine dünne mit Schwefelsäure gefüllte Glasröhre in Verbindung. Zerbricht letztere, z. B. durch einen schweren Fall, so entzündet die ausfließende Säure das Fulminat, und das Dynamit A, welches den ganzen übrigen Raum des Täschchens anfüllt, explodirt mit furchtbarer Gewalt.



Figur 2. Hutschachtel mit Höllenmaschine

Eine zweite Dynamitbatterie sieht einer harmlosen Hutschachtel aus Leder, wie sie Reisende zu tragen pflegen, täuschend ähnlich. Wie Figur 2 zeigt, ist diese Schachtel innen mit Röhren aus Metallblech ausgekleidet sowie einem Flechtwerke aus gläsernen Röhren (A), welche durch eiserne Ringe (C) befestigt sind. Erstere sind mit Zündstoff, letztere mit Schwefelsäure gefüllt; zerbricht eine der letzteren, so wird mittels des im Piston b enthaltenen Silberfulminals eine starke Erschütterung herbeigeführt, wodurch das Dynamit, welches den übrigen Raum der Hutschachtel anfüllt, explodirt.



Figur 3. Die neueste Erfindung.

Man muß es den Ingenieuren des Anarchismus lassen, daß sie Schritt halten mit den Fortschritten der Zerstörungrungskunst und sich mit großer Schnelligkeit jede neue Erfindung auf diesem Gebiet für ihre Zwecke dienstbar machen. Die durch Figur 3 veranschaulichte Höllenmaschine ist zur Füllung mit dem neuen französischen rauchlosen Pulver, dem sogen. Melinit, bestimmt, dessen Geheimniß, obwohl sorgfältig von der Regierung behütet, doch in die Hände der Anarchisten gelangt sein muß. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die französische Regierung durch die unbestreitbare Thatsache, daß die rothe Propaganda in der Armee große Fortschritte macht, sehr beunruhigt wird. In Genf, wo französisches Militär aus der benachbarten Garnison Bonneville an der Arve, Departement Haute Savoie, fortwährend verkehrt, fraternisiren Anarchisten ganz ungenirt mit französischen Officieren, und diese tragen die eingesogenen anarchischen Ideen bei dem häufigen Garnisonwechsel über ganz Frankreich.

Die Wunder des Colorado.

Von Yuma den Colorado-Fluß abwärts bis nach Point Isabel, wo sich seine Gewässer in den Golf von Californien ergießen, sind 120 Meilen, von Point Isabel bis nach dem Eingang des Golfs 600 Meilen. Auf dieser ganzen Strecke, und zwar auf beiden Ufern des Flusses, ist der Boden durchweg fruchtbar, und verdient besser und fleißiger angebaut zu werden. Das Klima ist außerordentlich heiß, und zwar des Tages das ganze Jahr hindurch, die Nächte vom October bis zum März sind dagegen kühl. Die Ufer sind mit Weiden und Mesquit bewachsen; im Sommer tritt der Fluß in Folge von Regenschauern häufig über seine Ufer und befruchtet die Gegend weit herum.

Der Fluß zeigt einen wechselnden Charakter. Oft ist er tief und wirbelnd, dabei trüb und röthlich, bald windet er sich wie ein schmaler Silbergürtel entlang mit völlig durchsichtig klaren Fluthen. Manchmal kann man ihn leicht durchwaten, zu anderen Zeiten wieder wälzen seine trüben Fluthen rauschend und donnernd, gewaltige Lasten entwurzelter Bäume, abgerissener Brücken, zertrümmerter Häuser und losgerissener Kähne mit sich fortführend, sich nach dem Meere zu.

Etwa vierzig Meilen von Yuma liegt Castle Dome. Von da ab auf eine Wegstrecke von neunzig Meilen durchfährt der Reisende eine Berglandschaft, wie sie großartiger kaum gedacht werden kann. Thurmförmig steil und schlank aufstrebende Bergpfeiler, welche auf der californischen Seite eine Höhe von 1200 Fuß erreichen, machen aus der Ferne gesehen den Eindruck gewaltiger gothischer Dome.

Am Colorado.

Ehrenberg war früher vor Vollendung der Atlantic- und Pacific-Eisenbahn ein bedeutender Stapelplatz mit mehreren Millionen Dollars Umsatz, heute liegt es öde und verlassen. Zehn Meilen weiter, und wir haben die sog. Barriere erreicht, nämlich zwei einander gegenüberstehende mächtige Felsblöcke, welche eine Art Engpaß im Fluß bilden. Eine noch merkwürdigere Bildung ist der sog. Leuchtthurm, ein zweihundert Fuß hoher Felsenpfeiler, der mitten aus dem Flußbett kerzengerade emporsteigt.

Oberhalb Ehrenberg, etwa sieben Meilen davon, liegt La Paz, Aubrey und Parker, welche heute, da der Fluß plötzlich in eigensinniger Laune sein Bett geändert hat, ziemlich weit vom Colorado entfernt liegen und verödet sind. Am sogen. Bill Williams' Fork durchbricht der Fluß das romantische Chemehievis-Thal in einer Länge von 25 Meilen und strömt dann durch das berühmte Mojave Cannon, welches in S-förmiger Gestalt sich zehn Meilen lang windet; dessen letzter Ausläufer trägt den besonderen Namen „Great Bend" des Coloradostroms. Dicht dabei liegen die „Needles", ein wichtiger Punkt der Santa Fe-Eisenbahn, wo eine stählerne Eisenbahnbrücke in kühnem Bogen den Fluß überwölbt. Acht Meilen vom Camp Mojave, 210 Meilen von Ehrenberg, steht ein eisernes Grenzmal, dort, wo die Staaten Californien und Nevada aneinander stoßen.

Nach sechszig Meilen erreicht man El Dorado Cannon, wo der Strom anfängt, resp. aufhört, schiffbar zu werden. An Naturschönheit und imposanter Pracht kann sich dieses Cannon getrost mit dem etwa 100 Meilen weiter oberhalb liegenden Grand Cannon messen, wenn auch dieses gewaltigere Dimensionen aufweist, denn es hat eine Länge von 400 Meilen und die Tiefe des Abgrundes, auf dessen Boden der Fluß sich brausend und schäumend seinen Weg bahnt, mißt zwischen 800 und 3000 Fuß. Major Powell war der erste und bisher auch einzige Reisende, welcher das Grand Cannon bis zu seiner ganzen Länge und Tiefe erforscht und beschrieben hat. Das war vor etwa einem Vierteljahrhundert.

— Mitleid. Dame: Staatsanwalt sein ist doch sehr anstrengend? Staatsanwalt: Weshalb denn? Dame: So lange in allen Blättern suchen zu müssen, bis man eine Majestätsbeleidigung findet!

— Verschnappt. „Also, Sie haben in letzter Zeit zur Aushilfe bei einem Juwelier gearbeitet; was haben Sie da gekriegt?" „Sechs Wochen!"

— Ein Sünder. — Hm, meine Frau schenkt mir zum Geburtstag einen Hund, das Symbol der Treue; sollte sie schon etwas gemerkt haben!

Ein Opfer der Kindesliebe.

Eine Geschichte nach dem Leben von A. F. Klenner.

Rosa war vierzehn Jahre alt, als ihr Vater in der Fabrik verunglückte und an den Folgen erlittener schwerer innerer Verletzungen starb; ihre Mutter, nicht mehr im Stande, das Schulgeld für ihre einzige Tochter zu erschwingen, behielt dieselbe bei sich und suchte, so viel sie konnte, durch Waschen und Bügeln außer dem Hause den kargen Lebensunterhalt für sich und Rosa zu verdienen.

Wenn die Mutter außer dem Hause zu weilen gezwungen war, besorgte Rosa das bescheidene Hauswesen in der kleinen Dachwohnung, strickte Strümpfe auf Bestellung und kochte für Mutter und sich. Sie liebte ihre Mutter abgöttisch und jeden Abend stand sie an der halbgeöffneten Thür lauschend, bis der müde Schritt der Mutter die fünf Treppen, die vom Erdgeschoß an zu steigen waren, heraufkam; dann leuchtete ihr blasses Gesichtchen vor innerer Freude; sie eilte an den Tisch, die kleine Oellampe zu entzünden und schnell noch den Topf mit der dampfenden Suppe nachzusehen, damit Mütterlein Alles zum Empfang bereit finde. Saß die Mutter dann in des seligen Vaters alten Lehnstuhl, so sagte sie gewöhnlich, die Hand auf den dunklen Scheitel ihres Töchterchens legend:

„Röschen, Du bist mein gutes Kind! Du bist für mich eine rechte Stütze und machst mir viel Freude!"

Da war Röschen glücklich—so glücklich, Ihr könnt's kaum glauben!

So stand Röschen auch einmal eines Abends; es war schon sehr finster geworden; der Wind pfiff kalt, eisig kalt, durch die Straßen, die Nässe auf denselben in Eis verwandelnd; längst schon war die Stunde vorüber, in der Mutter zu kommen pflegte; das Mädchen hatte das Lämpchen entzündet und den Fußschemel vor den Lehnstuhl gerückt; dann eilte es klopfenden Herzens, an seinen gewöhnlichen Posten und horchte hinaus auf die finstere Treppe.

Unten wird die Hausthüre aufgerissen; Tritte, Stimmen, Lichter im Flur; man kommt die Treppe herauf, immer näher kommt es, endlich — gütiger Gott! — die bleiche Frau von mehreren Männern getragen, — es ist ihr Mütterchen! Rosa ist im Nu bei ihr. „Was ist geschehen, Mutter?" ruft sie angstvoll; doch Mutter antwortet nicht; aus einer tiefen Wunde am Kopfe läuft das Blut über das todtbleiche Gesicht. Aschbleich, doch ohne Thränen in den Augen, öffnet das Mädchen den Männern die Thür und sieht, wie sie ihr Mütterlein auf's Bett legen.

Ein alter Herr, der Doktor, untersuchte die Ohnmächtige. „Hier kann die Frau nicht bleiben, sie muß zu besserer Pflege in's Spital!" entscheidet er endlich. Rosa hat des Doktors Wort gehört; ihre Mutter in's Spital? nimmermehr! Sie geht und stellt sich vor das Bett der Mutter, als wolle sie Jedermann den Zutritt wehren, ihre Wangen glühten. „Lassen Sie die Mutter hier, Herr Doktor, spricht sie entschiedenen Tones, die blitzenden Augen auf den Arzt geheftet, „ich will sie pflegen und alles thun, was Sie anordnen, aber in's Spital darf die Mutter nicht, so lange ich lebe!"

Verwundert blickt der alte Doktor auf die hochaufgeschossene schmächtige Mädchengestalt; doch er ist Menschenkenner, in ihren Augen liest er unbeugsamen Willen und Entschlossenheit!

„So mag's darum sein," sagte er zögernd, „doch, Kleine, harte Nachtwachen wird es Dich kosten und wochenlange Pflege, bis Deine Mutter wieder gesund ist!"

So übernahm Rose allein die Pflege ihrer Mutter; Nacht und Tag wich sie nicht vom Bette der Kranken und so oft sie ihr frische Compressen auf die tiefe Kopfwunde legte, die ihr der erzbewehrte Huf eines Pferdes geschlagen, als sie auf spiegelglatter Straße ausglitt und stürzte, und ein leiser Handdruck, ein Lächeln der Mutter ihr dafür dankte, leuchtete ihr dunkles Auge voll tiefer, opferfreudiger Liebe!

Nach vierzehn langen Tagen endlich, erklärte der Armenarzt, Mutter dank der gehabten ausgezeichneten Pflege als außer Gefahr, stellte seine weiteren Besuche ein und erlaubte der Kranken, zum ersten Mal aufzustehen.

Röschen rückte den Lehnstuhl an's Fenster und half der Mutter beim Aufstehen und Ankleiden; dann, als Mütterlein behaglich eingerichtet war, öffnete sie. — zum ersten Mal seit Wochen — das Fenster. Mit Wonne athmeten Beide die eindringende frische Luft, zugleich bemerkte aber die Mutter mit Schrecken, wie hinfällig und mager ihr Kind geworden war! Sie schlang ihren Arm um ihr Kind und preßte es stumm an sich; ihre Augen füllten sich mit Thränen — Thränen des Dankes an die Versehung für solch' eine Tochter! — Beide schwiegen.

Plötzlich erschauerte Rosa.

„Wir wollen das Fenster schließen Mutter, bat sie, es könnte Dir sonst zu viel werden, komm, lege Dich wieder zu Bett, ich bringe gleich die Abendsuppe!"

Längst schon schläft die Mutter, durch die kleinen Scheiben des Dachfensters blinzelt der Mond und verklärt Rosas blasses Gesichtchen, sie sitzt am Bette und hält die Hand der ruhig und tief Schlafenden in ihren fieberhaften Händchen, den Blick nicht von ihr wendend. Endlich erhebt sie sich leise und sucht ihr Bettchen, doch lange kommt kein Schlaf in ihre Augen.

„Wenn Mutter gesund ist, denkt sie, und wieder verdienen kann, so will ich in die Fabrik dort drüben gehen. Nachbars Anne ist ja auch nicht älter als ich, und verdient ein hübsches Stück Geld die Woche.

Mutter dachte nie an sich, die Gute braucht Kleider, ich will sie ihr schaffen mit meiner Hände Arbeit, werde ich es können? — Sie hustet leise und preßt die Hand gegen die Brust. — „Es schmerzt mich so sehr hier innen und ich kann oft kaum athmen — doch, ich muß es können! Wenn doch der liebe Gott wollte, daß ich recht stark würde, um tüchtig arbeiten zu können; Mutter soll besser leben, wie kann sie es, wenn ich es nicht möglich mache?"

Die schmalen Arme kreuzen sich über der raschathmenden Brust. „Hilf mir, lieber Gott," betete sie, „daß ich Mutter besseres Leben verschaffen kann, ich will auch immer fromm und brav bleiben, nur laß mich kräftig werden wie Nachbars Anne, daß auch ich bald viel verdienen kann, wie sie! und wenn ich dann der guten Mutter das bieten kann, was sie sich versagt, um meinetwillen — o! welches Glück für mich!"

Noch einmal, wie zum Abschied, blinzt der Mond über den benachbarten Dachgiebel und wirft sein weißes Licht auf das hagere Gesichtchen mit fieberglühenden Wangen auf die sammtschwarzen Augen und das Rabenhaar des Mädchens, dann verschwindet er.

Röschen hat ihm mit den mageren Händchen gewinkt; „Gute Nacht, Mond", flüstert das Kind, „sage es den Sternen und die mögen es den lieben Englein sagen, daß Gott mich recht bald stark macht, daß ich für Mutter arbeiten und verdienen kann!"

Endlich schließen sich die müden Augen und in die tiefen regelmäßigen Athemzüge der genesenden Mutter mischen sich diejenigen des Kindes, von häufigem Husten unterbrochen.

Am anderen Morgen erwachte die Frau nach erquickendem Schlummer; ein Blick auf Röschens Bett zeigte dies leer. Das liebe Kind war ohne Zweifel schon in der Küche, den Mutter den Frühtrank zu bereiten; und wie leise, wie sorgsam stille es sie thut, die Mutter, die sie schlafend wähnt, nicht zu wecken, kein Laut ist zu hören.

„Rosa," ruft die Mutter, „Rosa, mein liebes, liebes Kind, ich schlafe nicht mehr; komm ein wenig zu mir herein — komm!"

Keine Antwort erfolgt.

„Sie wird auswärts sein," meint die Frau in Gedanken, und wartet; sie denkt an ihr liebes Kind, wie sie ihm jetzt alle Liebe vergelten will; auf Händen will sie es tragen; es soll sich schonen, bis die schmalen, blassen Bäckchen wieder dicker und roth werden; so soll es sein!

Eine unbezwingliche Sehnsucht nach ihrem Kinde erfaßt sie; sie kann nicht widerstehen, leise erhebt sie sich und öffnet die Küchenthür. —

Da kniet Röschen vor dem noch unangezündeten Ofen, das bleiche Köpfchen mit dem langen schwarzen Haar an den Ofenrand gelehnt.

Einen Augenblick steht die Mutter unbeweglich, den Blick fest auf ihr Kind geheftet; dann ruft sie laut „Rosa!" und breitet die Arme aus.

Das Röschen rührt sich nicht; der bleiche Mond sagte es den Sternen und diese wieder den lieben Englein, so, wie das kranke Mädchen es wünschte; die Englein aber sagten es dem lieben Gott und der befahl ihnen, die reine Seele des edlen Kindes in jene Sphären zu tragen, wo kein Kummer mehr herrscht.

Arme Mutter! Mögest Du bald Dein Kind wiederfinden!

Die Beleidigung durch das Klavierspiel.

Ein besonders zart organisirtes Ohr und eine empfindsame Seele nennt Herr Grünzweig sein eigen, der neulich vor einem Wiener Bezirksrichter in folgender Angelegenheit stand. Richter: Grünzweig, Sie haben sich wegen boshafter Beschädigung fremden Eigenthums zu verantworten und erscheinen zugleich der Uebertretung der Ehrenbeleidigung angeklagt. — Angeklagter: Es ist nicht meine Schuld, daß ich dastehe, man hat mich gereizt bis zum Wahnsinn, ich bin der Beleidigte, nicht die Damen dort. Ich bin ein Sammtweber, die Damen sind meine Nachbarinnen und verhöhnen mich alten, armen Mann von früh bis Abends auf die raffinirteste Weise, man nennt mich einen alten Esel, einen Lump, die Damen fetzten mich unausgesetzt durch ihr Klavierspiel. Einmal ahnen sie das Geräusch meines Webstuhls nach am Klavier, dann, wenn sie merken, daß ich aufhorche, folgen die schrecklichsten Beleidigungen. O, ich kenne das, „ich habe es genau ausgenommen" und verstehe, was die Töne sagen. Einmal, recht hoch ein Triller, hihi, hi, hi, lachen sie mich aus—dann, wann sie mich wüthend wissen, telephoniren sie im Grundbaß: tum, tumtum dum. Das heißt: du alter Esel, und wieder staktato: du Lump! o, Herr Richter, das thut weh, ich halte es nicht aus."

Richter: „Sie sind wohl kein Freund der Musik!" — Angeklagter: „Doch, Herr Richter, aber ein Feind von Beleidigungen. Ich habe ein feines Gehör." — Richter: „Ja, es scheint mir aber allzu fein. Waren Sie schon krank?" — Angeklagter: „Nie, Herr Richter, ich verstehe, was Sie meinen, ich bin geistig ganz normal."

Der Angeklagte schildert dann, wie er in namenloser Aufregung über die musikalischen Beleidigungen einen Besenstiel ergriffen und leider unter Schmähungen auf den Fensterrahmen der Damen im Zorn losgedroschen habe. Ein Schaden ist glücklicherweise nicht nachweisbar und da die Damen dem alten Herrn verzeihen, konnte der Richter Freisprechung verkündigen.

Guck', i' sag's ja unverhola.

Guck', i' sag's ja unverhola,
Und i' gib's ja zua,
I' hau' Diar a' Küßle g'stohla
Als a' böser